

Das Fallen der Schuppen von den Augen

Autor(en): **Knobel, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **107 (1981)**

Heft 1

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-596643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bruno Knobel

Das Fallen der Schuppen von den Augen



Der Monat März war für mich zeit- lebens ein mieser Monat, Symbol der Entlarvung, ein Monat voll merkwürdiger Bedeutung, längst bevor ich erstmals etwas von den Iden des März und dergleichen hörte. Er leitete bei mir, dem Fünfjährigen, damals jenen schmerzlichen Prozess ein, der dazu führt, dass man die Unschuld verliert, dass man an der Welt zu zweifeln beginnt und jenes psychische Jugendtrauma erleidet, dessen Folgen unheilbar sind und die in der Erkenntnis bestehen, dass die Welt nicht ist, wie sie zu sein scheint und wie sie eigentlich sein sollte.

Der Tatbestand ist rasch geschildert: Meine Kamerädelein im Kindergarten begannen zu tuscheln und, mich betrachtend, hämisch zu kichern und schliesslich in den höhnischen Chor ruf auszubrechen: «Märzendreck, Märzendreck!» Das tat weh, und das wiederum blieb meiner Mutter nicht verborgen. Es war tröstlich, von ihr zu hören, dass es sich bei meinen Märzenflecken um «Sommersprossen» handele. Diese seien aber nichts anderes als frühe Anzeichen des kommenden Sommers, Anzeichen, die sich nur bei einer kleinen, ganz besonderen Gruppe von Menschen einstellten und keineswegs bei jedermann, sondern nur bei Leuten, die eine besondere Beziehung zur Sonne hätten. Und so trug ich denn meine Märzenflecken wie eine Auszeichnung, ja wie eine Gnade. Aber nur sehr kurze Zeit, nämlich bis meine Tante (die ja auch eine Erwachsene war) die mütterliche Tröstung zunichte machte, als ich sie meine Eltern fragen hörte: «Gibt es denn wirklich gar nichts, was man gegen diesen hässlichen Märzendreck machen könnte?»

Da entdeckte ich auf schmerzhaftester Weise, wie es wirklich ist: Vorneherum tut man einem schön, hintenherum aber...!

Und bald darauf die Sache mit der Scheibe!

Ein Gleichaltriger, den ich nicht mochte (was auf Gegenseitigkeit beruhte), streckte mir nicht nur die Zunge heraus, sondern machte mir überdies und gleichzeitig auch noch eine lange Nase. Das Perfide aber war das taktische Geschick, mit dem der Bösewicht mich frotzelte, ein Geschick, das ich nicht umhin konnte heimlich zu bewundern, das ich aber gleichzeitig auch als Herausforderung empfinden

musste. Der Bub nämlich hatte sich für sein provozierendes Vorhaben genau vor das Schaufenster der Dorfbäckerei gestellt, das denn auch sogleich in Brüche ging, als ich den Stein warf.

Und da zeigte sich die absolute Ein- sichts- und Verständnislosigkeit der Er- wachsenen auf eine geradezu erschrek- kende Weise: Weshalb ich das getan hätte, fragten mich die Grossen in übereinstimmender Empörung. Und was hätte ich sagen können als schlicht: «Einfach so!» Was mich zu einem böartigen, zerstörerischen Schlingel stempelte und in einen Ruf brachte, an dem ich fortan schwer zu tragen hatte. Aber ehrlich: Wie hätte ich die Wahrheit eingestehen können! Ich konnte doch nicht sagen, ich hätte den Stein gar nicht absichtlich in die Scheibe geschmissen, sondern nach dem frechen Buben geworfen. Das hätte doch das Eingeständnis bedeutet, dass ich ihn – oh Schande! – nicht getroffen habe, und dies, obwohl die Di- stanz nachweisbar nicht grösser als fünf Meter gewesen war. Ich möchte wirk- lich wissen, welcher Junge eine solche Niederlage und offenkundige Unfähig- keit einfach zugeben würde – und dann noch vor Erwachsenen! Die verstehen ja doch nichts! Das ist mir damals zum erstenmal so richtig bewusst geworden. Ja, rückblickend muss ich sagen, dass ich damals auch verstehen lernte, was es heisst, wenn einem etwas «wie Schuppen von den Augen fällt».

Ich könnte noch manches erzählen laus der Reihe der Enttäuschungen, die in jenem März begann. Aber ich will nur noch die Sache mit dem Frosch erwähnen, damit Sie wissen, was ich meine.

Das Spielen am Dorfweiher war mir als Fünfjährigem verboten. Nicht nur (natürlich) von den Eltern, deren Verbote ich eher extensiv auszulegen pflegte, sondern vor allem von den grossen Buben. Der Weiher war ausschliesslich die Domäne der Knaben ab der dritten Primarklasse, und sie wussten diese Vorzugsstellung mit Nachdruck zu behaupten. Um so erstaunter und erfreuter war ich, dass mir diese Grossen (allerdings erst nach kichern- dem Getuschel untereinander, dem ich aber naiverweise keine Beachtung schenkte) ausnahms- und geradezu grosszügigerweise bis ans Wasser heran- zugehen erlaubten. Ja ich durfte sogar

ihrem Fröschefang sozusagen aktiv bei- wohnen, was mich mit nicht geringem Stolz erfüllte. Und da ich wusste, wie unerhört schwierig es ist, einen Frosch mit blosser Hand zu fangen, brauchten die Grossen mich auch nicht erst da- von zu überzeugen, sondern ich stimmte mit ihnen darin völlig über- ein, dass ein Frosch eine erhebende und edle Trophäe sei, die männiglich mit Dankbarkeit und bewundernder Verblüffung erfülle. Es war denn auch mehr als nur staunende Genugtuung über die edle Grossmut der Grossen einem unbestreitbaren Knirps wie ich gegenüber, sondern ein ausserordent- liches Glücksgefühl, das mich erfüllte, als die Grossen mir einen lebendigen Frosch in die grosse Tasche meiner Kinderschürze schoben und mich hies- sen, die Tasche sorgfältig zuzuhalten und heimzugehen und die Mutter zu überraschen. Und ich hegte nicht die geringste Spur eines Zweifels, dass – wie mir die Buben versicherten – meine Mutter unverschämt stolz auf mich und angenehm überrascht vom Frosch sein werde, wenn ich mich mit der Überraschung nur geschickt genug an- stelle. Das tat ich, aber dabei brach mir auch eine Welt zusammen: Leider war nur eine ältere Base zu Hause. Zwar schloss sie auf meine Aufforderung hin bereitwillig die Augen. Aber als sie, die Augen wieder öffnend, meinen strah- lend-gespannten Blick und gleichzeitig den Frosch auf dem Küchentisch ent- deckte, da gab sie mir eine Ohrfeige und hiess mich kreischend einen «ekli- gen Sauker!» (!), und da soll sich doch einer noch auskennen mit den Erwach- senen und ihrer Welt!

Vielleicht verstehen Sie nun auch etwas besser meinen Widerwillen gegen den März, den ich seit diesen unver- ständlichen Vorkommnissen zeitlebens nie zu überwinden vermochte.